

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 88 (1994)
Heft: 3

Artikel: Die Diffamierung des Ursprungs : von den schmerzlichen Beziehungen zwischen Christentum, Judentum und kanaanäischer Religion
Autor: Schroer, Silvia / Keel, Othmar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Diffamierung des Ursprungs

Von den schmerzlichen Beziehungen zwischen Christentum, Judentum und kanaanäischer Religion

Am Anfang des Christentums steht die Diffamierung seines jüdischen Ursprungs. Hier liegen die Wurzeln des christlichen Antijudaismus, die Silvia Schroer und Othmar Keel freilegen. Die Autorin und der Autor, die sich exegetisch mit dem Alten oder – besser – Ersten Testament befassen, mahnen vor dem Hintergrund dieser Unheilsgeschichte zur Relativierung christlicher Absolutheitsansprüche. Eine Diffamierung des eigenen Ursprungs gibt es aber auch im Judentum, obschon ihre Folgen nicht mit den grauenhaften des Antijudaismus zu vergleichen sind: Dieser Ursprung ist hier die kanaanäische Religion, die das Erste Testament als minderwertig verfemt, im Bestreben, das Judentum dadurch in seiner Identität zu festigen. Es wäre aber nicht nur unhistorisch gedacht, sondern auch ein falscher Umgang mit der Bibel, wollten wir wegen dieser oft gewalttätigen Diffamierung des eigenen Ursprungs die beiden Testamente als Grundlage einer humanen Ethik überhaupt verwerfen. Erst wenn wir uns einer Geschichte stellen, die teils Heils-, teils Unheilsgeschichte ist, kann die Scheidung der Geister gelingen, die das unserer Zeit angemessene Neue hervorbringt. Red.

Zu einer Streitschrift, «warum man nicht mehr Christ sein kann», und zur apologetischen Haltung der Kritiker

1992 hat der Professor für Klinische Psychologie und Entwicklungspsychologie an der Universität Freiburg im Breisgau, Franz Buggle, ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: «Denn sie wissen nicht, was sie glauben. Oder warum man redlicherweise nicht mehr Christ sein kann. Eine Streitschrift». Die Botschaft dieses Buchs wird im Klappentext und im Buch selbst immer wieder auf den Punkt gebracht: «Die Bibel – und zwar nicht nur das Alte, sondern auch das Neue Testament – ist in zentralen Teilen ein gewalttätig-inhumanes Buch, als Grundlage einer heute verantwortbaren Ethik ungeeignet.»

Die Kritik Buggles steht in einer Tradition, die, soweit wir wissen, zum ersten Mal durchreflektiert und ausformuliert von Markion 144 n. Chr. in Rom vorgetragen worden ist. Markion liess von der Bibel nur ein gereinigtes Lukasevangelium und zehn

ebenso purifizierte Paulusbriefe gelten. Buggle findet auch die humansten Teile der Bibel so sehr mit Inhumanem kontaminiert, dass man sie ganz ablehnen müsse. Markion misst die Aussagen der Bibel an einem sehr jenseitigen, von Leidenschaften freien, leibfeindlichen, vollkommen tadellosen Gott und muss feststellen, dass die Aussagen der Bibel weitgehend von einem Gott bestimmt werden, der engstens mit der von Fleischeslust, Gewalttätigkeit und Grausamkeit geprägten Welt verbunden ist. Diesem durch seine Schöpfung zutiefst kompromittierten Gott setzt Markion seinen ganz andern, fremden Gott entgegen, den Christus geoffenbart haben soll. Buggle operiert natürlich nicht mit Göttern. Aber seine äusserst knapp und weitgehend negativ formulierten Forderungen an ein neues religiöses Paradigma sind ähnlich vag, jenseitig und zukünftig wie Markions fremder Gott.

Die Kritiken an Buggle monieren denn auch mit Recht seinen völlig ahistorischen Zugang, der komplexe geschichtliche Pro-

zesse und ihr Produkt, die Bibel, an einem klinisch reinen Ideal misst und verwirft, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, unter welchen Bedingungen Schmerzensschreie, Flüche und Hass, die in der Bibel zum Ausdruck kommen, entstanden sind. Haben die *Kritiker Buggles* seine totale Geschichtsvergessenheit zu Recht angemahnt, so ist andererseits auch ihnen der Vorwurf nicht zu ersparen, sie seien bei der Verteidigung der biblischen Schriften in eine *apologetische Haltung* verfallen, die den Kritiker als Feind betrachtet, dem man keinen Fussbreit Boden überlassen dürfe.

Wer etwas weniger verbissen kämpft, wird hingegen zugeben, dass tatsächlich manche Forderungen der Bibel und die Haltung, die darin zum Ausdruck kommt, zwar historisch verständlich, aber auch an Kriterien, die sich in biblischen Texten finden, gemessen, verwerflich sind, und dass ihre *furchtbaren geschichtlichen Wirkungen* nicht ausschliesslich Missverständnisse darstellen. Man kann es als fundamentalistisches Missverständnis abtun, wenn sich Papst Innozenz VIII. in seiner Bulle «Summis desiderantes affectibus» von 1484 sowie Heinrich Institoris und Jakob Sprenger in ihrem «Hexenhammer» von 1489 auf Ex 22,17 berufen: «Eine Hexe (Zauberin) darfst du nicht am Leben lassen!» Aber ist das nur Fundamentalismus? Ist ihr Verständnis der Intention dieses Textes wirklich ganz fremd?

Judenhass im Zweiten Testament

Der *Schock der Shoah* hat eine anfangs nur im Zeitlupentempo in Bewegung geratene Welle von Überlegungen, Vorträgen, Stellungnahmen, Artikeln und Büchern ausgelöst, die sich mit dem Verhältnis des Christentums zum Judentum befassen. Am Anfang stand die beschämende Einsicht, dass die «Religion der Liebe» mindestens mitschuldig war an der Hetze gegen Juden und Jüdinnen, in deren Verlauf diese zu «Untermenschen» gemacht und in den Gaskammern von Auschwitz vernichtet wurden.

Gut 20 Jahre, nachdem die Verbrennungsöfen zu rauchen aufgehört hatten, unterzeichnete Papst Paul VI. im Oktober 1965 das *Konzilsdekret «Nostra aetate»*. In Artikel 4 werden einige Motive zurückgewiesen, die zur Verfemung der Juden beigetragen haben. Zudem heisst es: «Die Kirche, die alle Verfolgungen gegen irgendwelche Menschen verwirft, beklagt ... auf Antrieb der religiösen Liebe des Evangeliums alle Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus.» Für die Kirche mag das ein grosser Schritt gewesen sein. Aus Distanz betrachtet, erschreckt jedoch angesichts des Grauens von Auschwitz die Geringfügigkeit der Reaktion. Im Ganzen wird der Eindruck erweckt, Antisemitismus sei eine der vielen Grausamkeiten und Verfehlungen, welche die Menschheit periodisch heimsuchten und mit deren Ursprung weder die Kirche noch das Evangelium etwas zu tun hätten.

Dieser sehr wohlwollenden Selbstdarstellung zum Trotz führte die Frage, wie es soweit habe kommen können, sehr schnell zu den Wurzeln des christlichen Glaubens, konkret zum *Antijudaismus im Zweiten Testament*. Man versuchte einen guten Teil dessen, was in diesen Texten als antijüdisch verstanden werden könnte, wie die Antithesen der Bergpredigt, als innerjüdische Auseinandersetzung zu begreifen. Die exklusiven Aussagen über Jesus als einzigen Weg zu Gott interpretierte man als christliche Selbstverpflichtung.

Diesen Versuchen gelang es zwar, manche zweittestamentliche Äusserung sachlich richtiger und angemessener zu verstehen, aber in beiden Bereichen blieb ein harter unauflösbarer Rest (so vor allem Apg 7,51f. und 1 Thess 2,14-16).

Die krasseste Stelle, was den Judenhass angeht, steht im *Johannes-Evangelium*. Sie lässt Jesus selbst sagen, der Vater der Juden sei der Teufel, der ein Lügner und Mörder von Anbeginn gewesen sei (Joh 8,43f.). Es fragt sich, ob man angesichts solcher diffamierenden Aussagen versuchen soll, dieses Evangelium vor dem Antisemitismus-Vorwurf zu retten. Die Bewohner und Bewohnerinnen jenes fränki-

schen Dorfs, die in der Nazizeit eine grosse Tafel mit der Aufschrift «Der Vater der Juden ist der Teufel» am Dorfeingang aufstellten, sahen jedenfalls eine Gemeinsamkeit zwischen johanneischem Judenhass und Antisemitismus.

Echte Begegnung ist unmöglich ohne Relativierung des christlichen Absolutheitsanspruchs

Man kann die Äusserungen des Paulus oder des Johannes-Evangeliums als Reaktionen auf die Verfolgung durch die Juden verstehen, als Schwierigkeit beim Ablösungsprozess des jungen Christentums vom Judentum, als eine Art Pubertätserscheinung, als Projektion der eigenen Unsicherheit und des eigenen Unglaubens auf die Juden. Das alles kann nichts an der Tatsache ändern, dass hier ganz und gar ungerechte und in ihren historischen Folgen *verheerende Urteile* gefällt worden sind.

Und was ist der tiefste Grund für diese *Projektion*? Die Notwendigkeit, das Unzulängliche, Minderwertige, ja Verbrecherische zu projizieren, hängt wohl mit den Anspruch zusammen, selber – und zwar exklusiv – das absolut Gute zu vertreten. Die christliche Theologie sieht sich laut dem Münsteraner Dogmatiker *Johann-Baptist Metz* nach der Katastrophe von Auschwitz vor die Aufgabe gestellt, «die messianische Tradition des Judentums in ihrer unüberholten Eigenständigkeit, sozusagen in ihrer fortdauernden Dignität anzuerkennen – ohne dass das Christentum das von ihm vertretene christologische Geheimnis verrät oder herabsetzt».

Das Problem ähnelt der Quadratur des Kreises, doch dürfte klar sein, dass bei der Respektierung der jüdischen Perspektive kein Weg an einer Relativierung des christlichen Absolutheitsanspruchs vorbeiführt. Eine echte Begegnung fordert ebensoviel Respekt vor dem andern wie vor sich selber, sie ist unmöglich ohne die eigene Relativierung. Es ist dem Münsteraner Exegeten *Erich Zenger* zu verdanken, dass sich diese Relativierung in der das Judentum

weniger diskriminierenden Bezeichnung *Erstes Testament* (statt Altes Testament) und entsprechend *Zweites Testament* (statt Neues Testament) mindestens in einem kleinen Punkt zu konkretisieren beginnt. Ist dieser Eigenwert der zwei Wege einmal grundsätzlich anerkannt, kann man auch unverkrampft die Frage nach den Vor- und Nachteilen der einen und der anderen Sicht stellen.

Eine unverkrampfte Begegnung bringt in der Regel vor aller Feststellung von Unterschieden zuerst das *Gemeinsame* zum Bewusstsein. Das in den letzten Jahren immer stärker betonte Faktum, dass Jesus sich in seinem ganzen Fühlen und Denken als Jude darstellt, dass die Apostel Juden und Jüdinnen waren, macht den Graben schmaler und leichter überquerbar. Am besten wäre es wohl, den Akzent ganz massiv auf das Gemeinsame als das Wichtigere zu setzen. Und doch verlangt gerade der Respekt vor dem Anderen, auch die Unterschiede zur Kenntnis zu nehmen.

Die «Heilsfunktionen» des Judentums post Christum

Wie schwierig aber eine solid reflektierte, umfassende und nicht nur eine gefühlsmässige, einzelne Aspekte betreffende positive Wahrnehmung des so lange verfemten Gegenübers ist, zeigen Leute, die das Judentum bewusst positiv sehen wollen und auch das dazu nötige historische Wissen besitzen wie zum Beispiel *F. Mussner*. In seinem «Traktat über die Juden» (München 1979) bezeichnet er die Frage, ob die Juden post Christum noch eine «Heilsfunktion» hätten, als ungemein schwierig. Die acht Punkte, die Mussner dann anführt, lassen sich im wesentlichen auf zwei Themen reduzieren:

Das *eine* ist das Zeugnis des jüdischen Volkes für die «*Konkretheit der Heilsgeschichte*». Die Fortexistenz unter widrigsten Umständen und härtesten Verfolgungen lässt eine Berufung und Führung erahnen, die weit über das hinausgeht, was in den Wegen anderer Völker sichtbar wird. Und auch die Hartnäckigkeit, mit der diese

Gemeinschaft auf ihrem besonderen Weg immer wieder um geschwisterliche Lösungen sozialer Probleme gerungen hat, ist viel konkreter als das, was die meisten christlichen Kirchen geleistet haben. Die christlichen Gemeinden hatten von Anfang an häufig ein gebrochenes Verhältnis zur Geschichte, zum Irdischen und besonders zum Leib. Sich mit Irdischem zu beschäftigen, stand dem Axiom vom Himmel als wahrer Heimat entgegen.

Diese Orientierung am Eschaton hätte an und für sich ungeheuer emanzipatorisch wirken können und hat es in axiomatischen Äusserungen auch getan. Vor Gott gibt es weder Griechen (Heiden) noch Juden, weder Sklaven noch Freie, weder Mann noch Frau, erklärt Paulus (Gal 3,28). Aber wie in vielen andern Bereichen blieb die Orthodoxie *ohne Orthopraxie*. Und so kann Paulus die Sklaven und Sklavinnen mahnen, ruhig «im Herrn» Sklaven zu bleiben (1 Kor 7,21f). Im Gegensatz dazu hat das Judentum sich in immer neuen Anläufen bemüht, das Los jüdischer Schuldklaven und -sklavinnen konkret und ernsthaft zu lindern (vgl. Ex 21,2-11).

Noch der säkularisierte Jude *Karl Marx* wollte die Welt nicht in der Weise seiner Vorgänger bloss interpretieren, sondern verändern. Erich Zenger hat in «Das Erste Testament. Die jüdische Bibel und die Christen» (Düsseldorf 1991) mit Recht den *korrektiven Wert* des Ersten Testaments gegenüber privatistischen und weltflüchtigen «Spielarten» des Christentums betont. Es ist kein Zufall, dass den *Basisgemeinden in Südamerika*, die angesichts entwürdigender Lebensbedingungen Orientierung für eine vorerst einmal innerweltlich bessere Zukunft suchen, das Erste Testament soviel bedeutet.

Aber nicht nur in Krisensituationen, sondern auch für den Alltag bietet das Erste Testament erheblich mehr handfeste Orientierung als das Zweite Testament. Es sei hier nur etwa an den Bereich der *Sexualität und Erotik* erinnert, zu denen das Zweite Testament mit seiner Ausrichtung auf einen Himmel, in dem nicht geheiratet wird und man (geschlechtslos) wie die Engel lebt

(vgl. Mk 12,25), ebenfalls wenig Brauchbares zu sagen hat. Ehe bedeutet irdische Not, die Paulus den Gläubigen angesichts der Naherwartung ersparen möchte (1 Kor 7,28). Ihre Dignität erhält die Ehe bestenfalls als Gleichnis des Verhältnisses zwischen Christus und der Kirche (Eph 5,32). Eigentlich bleiben ein Christ, eine Christin besser unverheiratet. Erotik und Ehe einen eigenen Wert zuzugestehen, wie das etwa Gen 2, das Büchlein Rut oder das Hohelied tun, schafft das Zweite Testament nicht. Mit der Erotik hat allerdings schon das Judentum seine Mühe, wie noch zu zeigen sein wird.

Der *zweite* theologische Wert, den Mussner und andere dem Judentum zusprechen, ist seine Ausschau nach einer besseren Welt oder, negativ ausgedrückt, der *eschatologische Vorbehalt*: das Bewusstsein, dass bei aller Heilspräsenz, etwa im Sakrament, das von Gott zugesagte Heil noch aussteht. Israel und die Juden und Jüdinnen weigerten sich im Laufe ihrer Geschichte beharrlich, irgendeine innerweltliche Grösse, irgendeine Pflanze, einen Baum, ein Tier, ein Gestirn oder einen Menschen als vollgültige Manifestation Gottes anzuerkennen und zu verehren. Diese Weigerung bezahlten sie oft mit Hab und Gut, mit Leib und Leben, und sie kämpften so zum Nutzen und Heil der Völker für die *Freiheit der Menschen*, etwas Vorletztes nicht als Letztes anerkennen zu müssen.

Wo christliche Gemeinschaften dem Wahn verfielen, ihre Herrschaft vergegenwärtige die *Herrschaft Christi*, sei es in Byzanz, sei es unter den katholischen Königinnen und Königen Spaniens im 15. und 16. Jahrhundert oder im zaristischen Russland des 19. Jahrhunderts, da war das Judentum stets besonders heftigen Anfeindungen und Verfolgungen ausgesetzt. Denn es strafte durch seine blosse Existenz die blasphemische Illusion Lügen, das Reich Gottes sei Gegenwart geworden. Dieses beharrliche Zeugnis hat dem Judentum immer wieder den Vorwurf eingetragen, zersetzende Kritik zu üben. Das war ja auch einer der Hauptvorwürfe der Nazis,

die so inbrünstig an ihren Führer glaubten. Als eine andere Spielform dieses weltgeschichtlichen Auftrags, die Profanität der Welt zu bezeugen, ist auch das Werk *Sigmund Freuds* zu sehen, der enthüllt hat, welche Abgründe die menschliche Seele birgt, die früher gerne gnostisch-romantisch einseitig als göttlicher Funke gefeiert worden war.

Das Christentum hat das jüdische Erbe verkümmern lassen

Man kann diese beiden Aspekte jüdischer Sendung durch das Stichwort «*geschichtliche Existenz*» charakterisieren. Geschichte spielt sich in dieser Welt ab. Geschichte bedeutet aber auch Kontingenz, Unterwegssein, Freiheit und Verantwortung des Menschen angesichts eines Gottes, dessen Leidenschaft Recht und Gerechtigkeit sind.

Damit ist deutlich gesagt, dass das Christentum auf das Zeugnis des Judentums auch nach Christus nicht verzichten kann, denn das Christentum hat, obwohl es das jüdische Erbe stets für sich beanspruchte, dieses auf weite Strecken ganz und gar verkümmern lassen, weil es nur mit der eigenen Botschaft von dem in Christus hereingebrochenen Gottesreich mit seinem *jenseitigen Schwerpunkt* beschäftigt war.

Leider werden solche Einsichten in breiten christlichen Kreisen immer noch ignoriert, und das Judentum wird trotz «Auschwitz» und der dadurch ausgelösten Reflexion in skrupelloser Geschichtsvergessenheit weiterhin häufig nur als *dunkle Folie* wahrgenommen, deren einzige Funktion es ist, den Glanz Jesu zu erhöhen. In diesen Karikaturen wird das Judentum als Religion gezeichnet, deren Quintessenz eine peinlich genaue, von Angst vor einem patriarchalen Gott diktierte Erfüllung unzähliger kleinlicher Gesetze sei, deren Sinn nicht hinterfragt werden dürfe.

Dieser Art Verzerrung des Judentums leisten allerdings zahlreiche *wohlmeinende Darstellungen* (und auch gewisse Formen des jüdischen Selbstverständnisses) Vor-

schub. Als Beispiel kann eine Sendung stehen, die am 10. März 1993 zu bester Sendezeit vom *Schweizer Fernsehen* ausgestrahlt wurde. Sie beschränkte sich weitgehend auf die Darstellung folkloristischer jüdischer Festbräuche, der peinlich genauen Einhaltung von Speisetabus, darauf, dass verheiratete Frauen Kopftücher tragen, die sie aus Modebewusstsein häufig lieber durch Perücken ersetzen. Von der Freiheit und Verantwortung des Menschen für seine Geschichte, vom eschatologischen Vorbehalt und den anderen weltgeschichtlich bedeutsamen Leistungen des Judentums war in der zitierten Fernsehsendung mit keinem Wort die Rede. Es kamen eher die Grenzen als die Grösse des Judentums zur Sprache.

Der ersttestamentliche Hass gegen die Kanaanäer

Diese Grenzen hängen wie beim Christentum nicht zuletzt damit zusammen, dass auch das Judentum sich an einem bestimmten Punkt seiner Geschichte von seinem Ursprung gewalttätig gelöst hat. Wie das Christentum glaubte, seine Identität nur dadurch finden zu können, dass es seinen jüdischen Ursprung karikierte, so hat das auch das Judentum getan. Damit hat das Judentum aber ähnlich wie das Christentum wichtige Aspekte des Menschseins unterdrückt und andere Seiten forciert und über Gebühr betont. Der Ursprung, an dem das Judentum so gehandelt hat, kann mit einer biblischen Chiffre für die Völker, die vor und mit Israel in Palästina lebten und aus denen Israel hervorgegangen ist, als «Kanaan» bezeichnet werden. Eines der stärksten Mittel, ein *Volk als minderwertig* zu charakterisieren war bereits damals, es als verflucht hinzustellen. Kanaan erscheint in Gen 9,25f. als *verfluchter Bruder Israels*, den es beerbt hat.

Tatsächlich waren Israel und Kanaan *engstens verwandt*. Israel sprach die Sprache Kanaans (Jes 19,18). Der Prophet Ezechiel stellt noch im 6. Jahrhundert v.Chr. fest, dass Jerusalem aus dem Land der Kanaanäer stammt und sein Vater und seine

Mutter Nachkommen Kanaans waren (vgl. Ez 16,3). Wir wissen heute, dass mindestens der Hauptteil des späteren Israel schon immer im Lande gelebt hat, wenn ihre Kultur auch mehr dörflicher als städtischer Art war, wie jene Kultur, die wir stark vereinfachend die «kanaanäische» nennen.

Wie die Kindheitsgeschichten Jesus eine überirdische Herkunft geben, so postulieren die Patriarchen- und Exodusgeschichten für Israel aber eine ausserkanaanäische Herkunft. Es ist vor allem das im 7. Jahrhundert v.Chr., in einer Zeit nationaler Restauration entstandene 5. Buch Mose (Deuteronomium), das die *totale Verschiedenheit Israels* von den Völkern und deren totale Verderbtheit postuliert, der Israel beim Eintritt ins Kulturland mindestens zeitweise erlegen sei. Die Verderbtheit soll rechtfertigen, dass diesen Völkern, u.a. den Kanaanäern, das Land samt seinen Kultureinrichtungen genommen und Israel gegeben wurde (Dtn 9,5; 18,12).

Um nicht von den «Kanaanäern» verfolgt zu werden und so ihr Schicksal zu erleiden, gibt es nur ein wirksames Mittel: sie zu *vertreiben oder auszurotten*. In diesem Sinne legt das Deuteronomium Mose folgende Weisungen in den Mund: «Wenn Jahwe, dein Gott, dich in das Land geführt hat..., wenn er dir viele Völker aus dem Weg räumt..., dann sollst du sie der Vernichtung weihen. Du sollst keinen Vertrag mit ihnen schliessen, sie nicht verschonen und dich nicht mit ihnen verschwägern... So sollt ihr gegen sie vorgehen: Ihr sollt ihre Altäre niederreissen, ihre Steinmale zerschlagen, ihre Kultpfähle und heiligen Bäume umhauen und ihre Gottesbilder im Feuer verbrennen!» (Dtn 7,1-5.16). Man kann einwenden, diese schrecklichen Worte seien Theorie geblieben, während der christliche Judenhass grauenhafte Folgen hatte. Das darf und soll nicht bestritten werden. Aber die Wirkungsgeschichte einer Theorie kann nicht das einzige Kriterium ihrer Beurteilung sein. Dadurch dass sie nicht in Praxis umgesetzt wurde, wird sie jedenfalls nicht akzeptabler.

Da es häufig nicht möglich war, die An-

hänger und Anhängerinnen einer andern Religiosität physisch loszuwerden, hat man ihre Religiosität durch *Karikierung und Verspottung* zu erledigen oder als *Versuchung* unschädlich zu machen versucht und sie zu einer dunklen Folie verarbeitet, vor der sich die eigene Religiosität umso heller abhob. Das Erste Testament ist durchsetzt von massivem und unsachlichem Spott über nichtjüdische oder nichtisraelitische Religionen. Diffamierung aber ist immer eine potentielle Quelle von Gewalt.

Die «Greuel der Kanaanäer»

Die Vorwürfe gegenüber den Kanaanäern und den andern Völkern, die vor Israel das Land bewohnt haben, sind: eine lockere Sexualmoral, die verschiedenste Praktiken toleriert, Kinderopfer, die Verehrung heiliger Steine und Bäume, die Verehrung der Gestirne, divinatorische Praktiken aller Art. Aber bei genauerem Hinsehen entpuppen sich die Greuel der Kanaanäer und der Völker, vor denen Israel gewarnt wird, auf weite Strecken als *innerisraelitische Probleme*.

Was die *Sexualität* betrifft, so sind die in Lev 18 aufgelisteten Regeln solche zum sexuellen Umgang in der israelitischen Grossfamilie. In der Einleitung und im Nachwort werden die verurteilten Übergriffe aber als typisch kanaanäisch oder ägyptisch qualifiziert. Es ist keineswegs nachzuweisen und ganz unwahrscheinlich, dass zum Beispiel Homosexualität in Kanaan oder Ägypten stärker verbreitet gewesen wäre als in Israel. Dadurch dass man sie als typisch kanaanäisch oder ägyptisch qualifizierte, wurden «Homosexualität» und «Kanaanäer» gleichzeitig disqualifiziert. Zwar mochten die in Sippenverbänden lebenden Israeliten und Israelitinnen in bestimmten Bereichen strengere Normen haben als die Städter, aber einzelne ersttestamentliche Geschichten erweisen diese Auffassung als unzutreffend (vgl. Gen 20) oder heuchlerisch, insofern rigorose Vorschriften im Bereich der Sexualmoral oft zu einer doppelten Moral führten, wie im

Falle Jakobs und seiner Schwiegertochter Tamar (Gen 38).

Eine Erzählung wie die von der Bindung Isaaks zeigt, dass man von der Vorstellung, *Kinderopfer* seien etwas besonders Wertvolles, zeitweise und in gewissen jüdischen Kreisen nicht so weit entfernt war. Die Errichtung von Steinmalen und das Pflanzen heiliger Bäume ist in den Patriarchengeschichten eine noch durchaus akzeptierte Praxis. Noch am Ende des 7. Jahrhunderts wirft Jeremia seinen Volksgenossen, nicht den Kanaanäern, vor, Holz und Stein zu verehren. Auch zu Gestirnskult und Wahrsagerei liessen sich zahlreiche Beispiele anfügen.

Vom Verlust, den die Diffamierung der kanaanäischen Religion für das Judentum (und das Christentum) bedeutet

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die Ablösung und Abgrenzung von diesen Bereichen, die Konzentration auf das Walten Gottes in der Geschichte und auf die *menschliche Mitverantwortung* für diese sowie die Gestaltung gerechter sozialer Verhältnisse dem Judentum seinen ganz besonderen Charakter und Wert verliehen haben. Aber wie jede persönliche oder kollektive Wandlung zugleich Gewinn und Verlust bedeutet, so hat nicht nur der Übergang vom Judentum zum Christentum, sondern auch der Übergang von der kanaanäischen zur jüdischen Religion zugleich mit dem Gewinn einen Verlust mit sich gebracht.

So ist die *Entgötterung und Verdinglichung der Natur* weitgehend eine Folge des jüdischen und christlichen Monotheismus. Eine Spätfolge dieser Entgötterung aber ist unbestreitbar die globale Zerstörung der Natur. Die kanaanäischen Religionen hatten ein starkes und sensibles Empfinden für die Mächte der Natur.

Nachdem *Stein- und Baumkulte* in Israel einmal als typisch *kanaanäisch* verfehmt worden waren, nahm die Ablehnung immer radikalere Formen an. Im vorexilischen Tempel schmückten Palmen die Wände des Heiligtums, und in den Vorhöfen standen

Bäume, die den Tempelbereich als paradiesischen Ort des Lebens charakterisierten. Irgendeinmal in nachexilischer Zeit aber hat man die Bäume in den Tempelvorhöfen umgehauen, wie der griechische Schriftsteller Hekataios von Abdera berichtet. Die Angst, als Holzverehrer zu gelten, hat oft zu einem völlig unsensiblen Verhältnis zur Natur geführt.

Ähnliche Folgen wie für den Umgang mit Bäumen hatte der ersttestamentliche Antikanaanismus für den Umgang mit der *Sexualität*. Auf zahlreichen kanaanäischen Siegelbildern sehen wir zum Beispiel die Erdgöttin, die dem Wettergott selbstbewusst ihr Geschlecht präsentiert, um von ihm den Regensamen zu empfangen. In der kanaanäischen Welt konnte die Darstellung einer nackten, auf einem Löwen stehenden Frau mit Lotusblumen und Schlangen in ihren Händen noch schlicht als Bild einer «Heiligen» (*qedeschat*) beziehungsweise der «Heiligkeit» (*qudschu*) verstanden werden. In der biblischen Überlieferung erscheinen nackte Frauen wie Eva, Bathseba und Susanna fast ausschliesslich als Verführerinnen und als Gefahr, und die christliche Tradition hat diese Tendenz zu einer häufig schwer neurotischen Haltung verschärft. Israel stand, anders als das Christentum, der Macht und den Freuden der Erotik allerdings nicht immer und überall gleich ablehnend gegenüber. So feiern die Gedichte des *Hohenliedes* die erotische Liebe, ohne sie auf den Rahmen der Ehe einzuschränken. Bald aber wird die Erotik auf die Ehe reduziert, so dass das Hohelied nur dank seiner allegorischen Deutung tragbar blieb.

Die Gefahr besteht, wie die Diskussionen zwischen *feministischen jüdischen und christlichen Theologinnen* deutlich gemacht haben, dass sich durch die Pforte der Einsicht in historische Entwicklungen erneut die alten antijüdischen Klischees in die christliche Theologie einschleichen. Wie leicht landet da der Schwarze Peter, in diesem Fall der Naturfeindlichkeit oder gar des Göttingenmordes, beim Judentum. Die Alternative zu solchen Schuldzuweisungen kann aber nicht darin bestehen, sich

selbst und dem andern die Auseinandersetzung mit der Geschichte zu ersparen, sondern nur darin, sich gegenseitig die Wahrheit zuzumuten und gemeinsam die Verantwortung für den Teil der Vergangenheit zu übernehmen, auf den sich beide, Judentum und Christentum, zurückbeziehen.

«Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel dich» (Röm 11,18)

Othmar Keel und *Christoph Uehlinger* haben in ihrem Buch «Göttinnen, Götter und Gottessymbole» (1992) die «kanaanäischen» Wurzeln des Ersten Testaments sichtbar zu machen versucht. Ein Kritiker dieses Buchs hat besorgt gefragt, ob sie das alttestamentliche Gottesbild wieder mythisieren wollen, ob Jahwe seine absolute Welttranszendenz und Übergeschlechtlichkeit verlieren und wieder zur Naturgottheit werden soll. Er kann beruhigt sein. Die Wiederentdeckung und Respektierung der *positiven Werte des Judentums* verlangen von Christen und Christinnen nicht die Aufgabe ihres Christentums; die Wiederentdeckung und Respektierung der *positiven Werte der kanaanäischen Religion* verlangen keine Rückkehr ins «Heidentum». Aber sie verlangen – und insofern soll der Kritiker beunruhigt bleiben – die Bereitschaft zur heilsamen Umkehr.

Das *Leiden an den Verdrängungen*, Engführungen und Verhärtungen der eigenen Lebensgeschichte suchen viele Menschen in schmerzhaft befreienden Erinnerungsprozessen mit Hilfe der Psychotherapie zu heilen. Die kollektive – seelische – Erinnerungsarbeit steht beiden, dem Judentum und dem Christentum, unausweichlich ins Haus. Der Ruf nach entscheidenden Paradigmenwechseln wird nicht zufällig gleichermassen von jüdischen wie christlichen Theologinnen erhoben, beispielsweise von der jüdischen feministischen Theologin *Judith Plaskow* und von der katholischen Exegetin *Elisabeth Schüssler Fiorenza*.

Die Forderung Franz Buggles, auf die *Bibel* zu verzichten, kann nichts daran ändern, dass die *Bibel* eine der *wichtigsten*

Wurzeln unserer Kultur ist. Da die Vergangenheit nicht tot, ja nicht einmal vergangen ist, kann das Abschneiden dieser Wurzeln keine positiven Wirkungen haben. Als Psychologe müsste Franz Bugge das eigentlich wissen. Polemik ist kein guter Umgang mit der Vergangenheit, weshalb schon der Römerbrief die Christen und Christinnen dazu aufruft, ihre Wurzeln zu achten (Röm 11,16-18). Der perfekte moralische Massstab, den Bugge uns statt dessen anbieten will, ist ganz einfach kein Ersatz für eine Geschichte mit ihrem reichen Angebot an unterschiedlichsten Modellen und Identifizierungsmöglichkeiten. Aber ebensowenig ist eine apologetische Haltung eine Lösung. Sie verhindert eine freie und rationale Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und die unumgängliche Einsicht, die von der Bibel bezeugte und von ihr ausgelöste Geschichte sei wie jede andere teils eine *Heils-* und teils eine *Unheilsgeschichte*. Jene, die das bestreiten, verhindern, dass die Tradition immer neu das jeder Zeit angemessene Neue hervorbringe.

Die Gestalt des Neuen, das aus der Verwandlung des Alten in Erinnerung an das noch Ältere erscheinen soll, ist vielleicht noch nicht zu erkennen. Aber eines kann in aller Unsicherheit als sicher gelten: Gottes grösste Sorge wird dabei nicht seiner/ihrer Welttranszendenz und Übergeschlechtlichkeit gelten, sondern grösserer Gerechtigkeit und Lebensfülle von Frauen und Männern in Gemeinschaft mit der ganzen Schöpfung. Zu dieser grösseren Gerechtigkeit und Lebensfülle wollen die Religionen einen Weg weisen. Falls der Eindruck entstanden sein sollte, es werde hier postmoderner Beliebigkeit das Wort geredet, ist dieser Eindruck falsch. Es geht darum, uns selbst, das Judentum, das Christentum immer wieder neu an unseren und ihren eigenen Anspruch zu erinnern und Verstösse gegen diesen Anspruch bewusst zu machen. Es gibt weder ein reifes Judentum noch ein reifes Christentum ohne Anerkennung und *Aufarbeitung der eigenen Schuldgeschichte* und die daraus erwachsende Demut (Röm 11,32).

Ausgeblendete Matriarchatsforschung – Zu Silvia Schroer/Othmar Keel, Die Diffamierung des Ursprungs, Märzheft 1994

Die Autorin und der Autor werfen Franz Bruggle einen *ahistorischen Zugang zur Bibel* vor, gehen aber auch ahistorisch vor, wenn sie in ihrem ganzen Artikel die Matriarchatsforschung – gerade auch im Zusammenhang mit der Bibel – ausblenden. Sie schreiben wohl, der Akzent solle massiv auf das Gemeinsame von Judentum und Christentum gesetzt werden, vergessen dann aber das wohl entscheidendste Gemeinsame, dass beide, wie auch der Islam, aggressive patriarchale «Hochreligionen» sind.

Oder: Wie kann man im Zusammenhang mit «kanaanäischer Kultur» von «mehr dörflicher als städtischer Art» schreiben, aber nicht erwähnen, dass diese kanaanäische Kultur ursprünglich eine *matriarchale* war? Im Zusammenhang mit den Beispielen, die zeigen, dass das Judentum im Bereich Erotik und Sexualität «irdischer» war als das Christentum, fällt kein Wort darüber, dass es sich um Reste der alten matriarchalen Religion handelte, die nicht getilgt werden konnten.

Woher nehmen die Autorin und der Autor sodann die Gewissheit, die schrecklichen Anweisungen aus dem *Deuteronomium* seien Theorie geblieben? Sie sind doch teilweise genauso umgesetzt worden, wie auch bei uns heilige Bäume u.a. in der Folge der Christianisierung «umgehauen» wurden.

Auch die Zuordnung von Naturfeindlichkeit zum Judentum greift zu kurz (was die Autorin und der Autor sehen), wenn aber alle patriarchalen Religionen gemeint wären, stimmte diese Zuordnung schon (was nicht gesehen – oder verschwiegen wird).

Der ganze Artikel berücksichtigt nicht die Jahrtausende matriarchaler Religion mit der dreifaltigen Göttin (Mädchen – Frau – Greisin) und die *Umkehrung aller Werte im Patriarchat* (bei der Schlange vom Eros zum Teufel, bei Eva von der Liebesgöttin zum sündigen Weib, beim Apfel vom Liebessymbol zur Versuchung usw.).

Es ist schade, dass alle Theologen und viele Theologinnen die neue Matriarchatsforschung, u.a. das Buch «Ursprünge und Befreiungen» von *Carola Meier-Seethaler*, einfach nicht zur Kenntnis nehmen. Sie würden sonst sehen, dass ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen den Übergängen von der kanaanäischen Religion

zum Judentum und vom Judentum zum Christentum: Das zweite ist ein Wechsel innerhalb des Patriarchats, das erste die Zerstörung einer matriarchalen Religion durch das Patriarchat.

Urs Winterhalter

Die kanaanäische Kultur war nicht «matriarchal» – eine Entgegnung

Gern möchten wir die aufgeworfenen Fragen klären, soweit das in der Kürze möglich ist:

1. War die kanaanäische Kultur matriarchal?

Der Begriff matriarchal ist aufgrund seiner Geschichte kaum geeignet, reale Gesellschaftsstrukturen, sei es der Vergangenheit oder der Gegenwart, exakt zu beschreiben, weshalb z.B. in der Ethnologie präzisere Bezeichnungen wie «matrilinear» oder «matrilokal» vorgezogen werden. Die kanaanäische Kultur der Mittelbronzezeit (1. Hälfte des 2. Jt.v.Chr.) in Palästina hat kaum Textzeugnisse, dafür aber sehr viel Bilddokumente hinterlassen. Auf diesen ist die erotische Zweiggöttin stärker präsent als männliche Gottheiten wie z.B. der Wettergott. Andererseits werden nur Männer als Inhaber hoher politischer Ämter dargestellt. Es gibt nur Stadtfürsten, keine Regentinnen, die auf dem Thron sitzen. Bestattungssitten dieser Epoche geben Hinweise, dass eine Grossfamilie oder Sippe bereits um ein männliches Oberhaupt zentriert war, das Privilegien genoss. Von einem Matriarchat in der Wiegenzeit der kanaanäischen Kultur kann aufgrund solcher Indizien keine Rede sein. Die Existenz starker Göttinnenkulte steht – dies ein Resultat feministisch-religionsgeschichtlicher Forschung überhaupt – nicht in direkter Korrelation zu den jeweiligen Gesellschaftsstrukturen. (Beispiel: Der grösste heute praktizierte Göttinnenkult, der Kult der Maha Diva in Indien, besagt trotz der grossen Bedeutung, die er für Frauen hat, nichts über die Stellung der Frauen in der indischen Gesellschaft).

2. Ist es ahistorisch, die Matriarchatsforschung ausser acht zu lassen?

Der Eindruck stimmt nicht, dass wir diesen Zweig der feministischen Forschung nicht zur Kenntnis genommen hätten. Wir messen jedoch den Fragen, die die Matriarchatsforschung seit Bachofen hartnäckig stellt, mehr Gewicht zu als

ihren Rekonstruktionen von Religionsgeschichte. Es gibt seit Jahren intensive Diskussionen um die Matriarchatsforschung, gerade auch unter feministischen Exegetinnen und Theologinnen. Dabei sind nicht nur Zweifel an deren Methode und historischer Zuverlässigkeit formuliert worden, sondern auch Protest gegen ihre antijudaistischen Implikationen. Der letzte Satz des Leserbriefes enthält ein solches Klischee, gegen das wir uns in unserem Artikel bereits verwahrt haben: Es war nicht das israelitische Patriarchat der Eisenzeit, das die matriachale Religion Kanaans zerstört und die Göttin ermordet hat. Diese Prozesse haben sich vielmehr stufenweise bereits

viel früher vollzogen. Es gibt umfassende, u.a. feministische Publikationen zu diesem Thema. Wir weisen hin auf: Uwe Wesel, *Der Mythos vom Matriarchat* (Suhrkamp 1980); Leonore Siegele-Wenschkewitz (Hg.), *Verdrängte Vergangenheit, die uns bedrängt* (Kaiser 1988), und Nr. 44 der Zeitschrift «Schlangenbrut» vom Februar 1994.

Abschliessend weisen wir darauf hin, dass wir, was die historische Ausführung der Anweisungen von Dtn 7,1-5.16 betrifft, nur Vermutungen anstellen können. Aus unserer Darstellung müsste das eigentlich auch deutlich geworden sein.

Othmar Keel/Silvia Schroer

Aus unseren Vereinigungen

Kongress der religiös-sozialistischen Internationalen vom 22. bis 25. Juli 1994 in Hoddeson (GB)

Alle drei Jahre versammeln sich die Delegierten des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten zu einem Kongress; das letzte Mal trafen wir uns 1991 in Wien, dazwischen fand im Dezember 1992 in Bentveld (NL) ein Seminar über die Erhaltung der Schöpfung statt. Diesmal hatten uns *Harry Watson* und die britischen Freundinnen und Freunde gemeinsam mit den Mitgliedern des britischen *Christian Socialist Movement (CSM)* ins Tagungszentrum High Leigh in Hoddeson eingeladen, in eine behagliche Backsteinvilla unweit von London, umgeben von einem grossen Park, dessen Rasen allerdings von der sommerlichen Hitze arg gezeichnet war. Sehr gefreut hat uns die Herzlichkeit und die Aufgeschlossenheit unserer Gastgeberinnen und Gastgeber, die uns sofort das Gefühl gaben, «dazu zu gehören».

Christentum und Eigentumpolitik als Tagungsthema

Das Tagungsthema war angesichts der forcierten *Privatisierungen* gerade für England äusserst brisant: «Christentum und Eigentumpolitik». Ausser den «Stammländern» unserer Internationalen (Schweden, Niederlande, Österreich, Norwegen, Finnland und Schweiz) waren Grossbritannien, Deutschland, die USA, Bulgarien und Slowenien vertreten, aber leider fehlten dieses Mal die Abgeordneten aus Lateinamerika, aus dem Baltikum und aus Polen, die an den letzten Treffen teilgenommen hatten.

Die Begrüssung von *Lord Soper* war ein Ereignis besonderer Art: Trotz seiner sich manifestierenden Altersschwäche liess es sich der 91jährige Methodistenpfarrer und Ehrenpräsident des CSM nicht nehmen, ein persönliches Wort an uns zu richten. Er ist immer noch aktiv in der Stadtmission von West London und hält nach wie vor Sonntag für Sonntag am Nachmittag im *Speaker's Corner* des Hyde Park seine weitherum beachteten Predigten. Lord Soper verkörpert mehr als ein halbes Jahrhundert der Geschichte unserer Bewegung.

Der Kongress wurde zu einer eindrucklichen Demonstration der Tätigkeit unserer Gesinnungsgenossinnen und -genossen auf den britischen Inseln: *Chris Smith*, Umweltminister im Labour-Schattenkabinett, entwickelte seine Sicht einer Umweltpolitik, *Chantal Finney* von der Organisation *Shopping for a better World* stellte die Konsumenten-Erziehung, Boykottmassnahmen und den Kampf für fairen Welthandel vor, während die Soziologin *Hilary Russel*, Präsidentin der kirchlichen Aktion gegen die Armut, das Elend in den Slums und die versuchten Gegenmassnahmen schilderte. Sie zeichnete ein erschütterndes Bild von Englands Zustand nach Jahren des Thatcherismus und zeigte auf, dass nur eine Systemänderung (was mehr ist als ein Regierungswechsel!) eine Besserung erhoffen liesse. Wir fanden in ihren Ausführungen unsere eigenen Zweifel über die starke Verbindung der englischen Freunde und Freundinnen mit der doch recht gemässigten Labour Partei bestätigt.

Die Hauptreferate hielten der Benediktiner-Pater *Thomas Cullinan* aus Yorkshire zur christlichen Lehrtradition über das Eigentum und der niederländische Soziologieprofessor *Paul Kraemer* über den aktuellen Trend zur Privatisierung